

Adam Zagajewski: „Das wahre Leben. Gedichte“

Staunen über große und kleine Dinge

Von Carsten Hueck

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 29.03.2024

Drei Jahre nach seinem Tod erscheinen die letzten Gedichte des polnischen Essayisten, Autors und Lyrikers Adam Zagajewski in deutscher Übersetzung. Gelegenheit, die Welt noch einmal durch die Augen eines großen europäischen Dichters zu sehen. Sein Blick erhellt Krisen und Kriege dieses Kontinents ebenso wie Momente der Schönheit in der Kunst und in den kleinen Dingen des Alltags.

„Wahres Leben“ heißt übersetzt der Originaltitel von Adam Zagajewskis letztem zu Lebzeiten erschienenen Lyrikband von 2019. Zwei Jahre später, am 21. März 2021, am Welttag der Poesie also, starb der Dichter im Alter von 75 Jahren in Krakau, der Stadt, in der er studiert hatte und in die er 2002 aus dem Ausland wieder zurückgekehrt war. „Das wahre Leben“ ist der deutsche Titel dieser Gedichte, die nun in der Fassung seiner langjährigen Übersetzerin Renate Schmidgall erschienen sind. Dieses „das“, der bestimmte Artikel, wenn man ihn stark liest, überdeckt im Deutschen etwas von dem, was Zagajewski zeitlebens auszeichnete: Offenheit für alles Mögliche und Bescheidenheit, Skepsis und sanfte Gelassenheit. Er war kein Künster, kein Dante, der „Das neue Leben“ feierte. Er war ein großer Staunender und mit vielen Auszeichnungen bedachter Vertreter seiner Kunst.

Im Reinen mit sich und dem Leben

Wahres Leben findet man in allen Gedichten dieses polyglotten Lyrikers, dem es fernlag nur ein einziges Leben oder eine einzige Wahrheit zu bestimmen.

„Dichtung ist die Kindheit der Zivilisation.
Sagten die Philosophen der Aufklärung
sowie unser Polnischlehrer, groß, hager,
wie ein Ausrufezeichen, das den Glauben verloren hat.

Damals wusste ich nicht, was antworten,
ich war selbst noch ein bisschen Kind,
doch ich denke, dass ich im Gedicht

Weisheit finden wollte (ohne Resignation)
und auch eine Art ruhigen Wahnsinn.
Ich fand, viel später, Augenblicke der Freude
und das dunkle Glück der Melancholie.“

Adam Zagajewski

Das wahre Leben Gedichte

Aus dem Polnischen
von Renate Schmidgall

Carl Hanser Verlag, München

65 Seiten

22 Euro

Von den Philosophen der Aufklärung bis zum hageren Polnischlehrer braucht es bei Zagajewski nur einen Vers. Zwei Epochen, zwei Perspektiven, Fallhöhe und weiche Landung. Weisheit und Wahnsinn sucht der lebenshungrige Schüler in der Dichtung. Freude und Melancholie findet er, auch letztere ein Glück. Enttäuscht scheint der gealterte Dichter im Rückblick nicht zu sein, denn obwohl der jugendliche Anspruch nicht eingelöst wurde, strahlt doch Gelassenheit und Zufriedenheit aus den Worten. Hier ist einer im Reinen mit sich und dem Leben.

Dieser Grundton prägt den letzten Gedichtband Adam Zagajewskis, in dem all das noch einmal zu finden ist, was diesen großen Dichter auszeichnete: das Vermögen, Empfindsamkeit für Vergänglichkeit und Verlust mit leidenschaftlicher Neugier zu verbinden. In mehreren Gedichten hier gibt Zagajewski Auskunft über das Selbstverständnis eines Schreibenden, der schon etliche Berufsjahre auf dem Buckel hat.

„Im Winter bringt dich manchmal
morgens ein Taxi zum Flughafen
(noch ein Festival).
Du erinnerst dich, unausgeschlafen,
dass doch hier, da drüben,
einst wohnte,
der schrieb: Der Dichter leidet für Millionen.
Es ist noch dunkel, an der Haltestelle
schauern ein paar Leute vor Kälte,
und du denkst, die Glücklichen,
sie leiden nur für sich.“

In klaren, einfachen Sätzen entfaltet Zagajewski hier eine Diskrepanz. Das angesprochene Du ist der Dichter selbst, der sich in einem vermutlich geheizten Taxi, zum Flughafen chauffieren lässt, um von dort zu einem Literaturfestival zu reisen. „Wintermorgen“ heißt das Gedicht und es kontrastiert leicht selbstironisch das poetische Leid eines Dichters mit dem Privaten friererender Menschen, die mit öffentlichen Verkehrsmitteln zur Arbeit fahren. Man kann durch ihr Frösteln hindurch erahnen, dass sie auch sonst nicht eben im Luxus leben.

Stellvertretend leidend am Unglück der Welt

Man könnte nun meinen, der Dichter habe es aufgrund der äußeren Umstände einfach besser. Er sei privilegiert. Aber Zagajewski spricht eigentlich nicht von sich. Indem er mit Andrzej Bursa einen rebellischen Dichter zitiert, der seinerzeit verfemt war und mit nur fünfundzwanzig Jahren starb, relativiert sich das Pathos des Satzes „Der Dichter leidet für Millionen“, und gibt ihm eine Glaubwürdigkeit, die nicht das Leid anderer schmälert, doch desjenigen verstärkt, der dichterisch die Welt erfährt, der poetisch, also stellvertretend, an ihrer Ungerechtigkeit leidet.

Drei Dinge also nimmt der Dichter in diesem Gedicht wahr: die Menschen an der Haltestelle wahr, die Straße, durch die er fährt, und die Erinnerung an einen, der wie er in Krakau Gedichte schrieb. Aus dieser Trias, Welt, Mensch, Kunst, speisen sich die Gedichte Adam Zagajewskis.

In gesteigerter, zugespitzter Weise kommt die Stellung des Dichters zur Welt in dem Gedicht „Der grosse Dichter Bashō bricht auf“ zum Ausdruck. Wieder steht ein Dichter, der eine Reise antritt, im Zentrum. Und wieder ist da vordergründig der Eindruck der Herzlosigkeit gegenüber fremden Leid, der freilich auch wieder aufgehoben wird, indem die Dichtung selbst als Akt der Solidarität aufscheint.

„Nach langen Vorbereitungen
macht sich der große Dichter Basho auf die Reise.
Gleich am ersten Tag kommt er
an einem schluchzenden Kind vorbei,
das von den Eltern ausgesetzt wurde.
Er lässt es allein dort am Wegrand,
denn, so sagt er, das ist der Wille des Himmels.

Er geht weiter, nach Norden, Richtung Schnee,
zu den verborgenen, unbekanntem Dingen.
Langsam verstummen die unvollkommenen Städte,
nur die Bäche halten chaotische Reden,
und weiße Wölkchen spielen mit dem Nichts.
Er hört den Gesang des Pirols, zart,
unsicher wie ein Gebet, wie ein Weinen.“

Das menschliche Weinen begegnet dem Dichter selbst im Gesang eines Vogels. Er überhört es nicht, im Gegenteil, er hört es überall. Und teilt es, indem er es beschreibt. Zagajewski behauptet sich auch hier gegen die kurzsichtige Forderung, der Dichter möge ein Aktivist sein. Wohl ist er sich der ihn umgebenden Realität bewusst, nur reagiert er mit seinen eigenen, den dichterischen Mitteln.

Dichter zu sein – eine Sache der Loyalität

Kein freischwebendes lyrisches Ich spricht hier, sondern es ist auch immer der Dichter selbst mithörbar, der sich in Verbindung setzt zu Menschen, Orten, großen und kleinen Ereignissen. Und auch zu kulturellen Traditionen: zu Werken der Literatur, der Musik, der Bildenden Kunst. 2017 bekannte Zagajewski:

[Adam Zagajewski:]

„Ein Dichter soll gute Gedichte schreiben. Die müssen nicht unbedingt über das Politische sprechen. Aber Gedichte zu schreiben, ist eine Art Loyalität gegen die Tradition, gegen dieses langweilige, eigentlich nicht langweilige, aber wie manche sagen, langweilige Humanistische. Das ist eine sehr schöne Tradition, wo man schöne Sachen verteidigt: höhere Kultur. Dann hört man: Man ist Elitist usw. Das stört mich. Also, nein, ein Dichter zu sein, ist eine Sache der Loyalität, einer gewissen, einer gewissen Konsequenz auch. Und Geduld. Und Langsamkeit. Es gibt jetzt Fastfood und Slowfood. Genauso in der Kultur. Es gibt Fastfood des Populismus und Slowfood nicht des Konservatismus, aber eben diese Loyalität, diese Verteidigung der Werte. Obwohl, wenn man das ausspricht, klingt das so altmodisch.“

„Und deshalb ging ich durch die Flure
Dieser großen Museen
Schaute mir Bilder der Welt an
Auf denen David unschuldig wie ein Pfadfinder ist
Goliath einen elenden Tod verdient
Und auf den Gemälden Rembrandts herrscht ewiges Zwielflicht
Das Zwielflicht von Unruhe und Konzentration
Ich ging von Saal zu Saal
Bewunderte die Porträts zynischer Kardinäle
In römischem Purpur
Ekstatische Bauernhochzeiten
Leidenschaftliche Karten-oder Würfelspieler
Ich betrachtete Segelschiffe Schlachten Momente der Versöhnung
Und deshalb ging ich durch die Flure
Der berühmten Museen dieser überirdischen Paläste
Ich wollte das Opfer Isaaks verstehen
Marias Trauer und den heiteren Himmel über der Seine
Und stets kehrte ich in die Großstadtstraßen zurück
Wo nach wie vor Wahnsinn Leiden Gelächter herrschten –
Immer noch ungemalt“

Auch dieses Gedicht gibt Auskunft zum Blick des Dichters auf Welt und das eigene Schaffen. Hier ist es die kunstgeschichtliche Tradition, aus der Zagajewski Funken schlägt. Er will verstehen: die Gefühle der Menschen, die Natur in ihrem Glanz. Er lässt sich anrühren von klassischen Gemälden voller Gewalt und Leidenschaft, Ekstase und Verrat. Er bewundert sie und durchschaut doch auch den Schein.

Suche nach der Schönheit im Alltag trotz aller Krisen

Und dann kehrt er zurück in den Großstadtalltag, der trotz des intensiven Kunsterlebnisses kein anderer geworden ist, weiterhin Wahnsinn, Leiden und Gelächter bereithält. Und doch gibt es nun eine Vergleichsmöglichkeit – und etwas zu tun. Denn wenn wir die Bildende Kunst in diesem Fall mit der Poesie gleichsetzen wollen, steht am Ende des Gedichts der Auftrag, mit der Erfahrung der Kunst und Tradition, des Schönen und Schrecklichen, nach einem Ausdruck für das Gewöhnliche zu suchen, das immer noch ungemalt bzw. unbenannt erscheint. Das lyrische Ich dieses Gedichts lässt sich nicht täuschen oder verführen. Kunst ist hier nicht Eskapismus, das Museum kein Rückzugsort. Sondern ein Weltraumbahnhof, von dem aus die dichterische Kraft in den Alltag geschossen wird. Aufgabe und Selbstverpflichtung bei vollem Bewusstsein der eigenen Beschränktheit.

„Es ist eine Haltung zur Welt, die Suche nach einer Sprache“,

schreibt die Autorin und Lyrikerin Anja Kampmann in ihrem Essay „Die schmutzige Wäsche des schmelzenden Schnees“ zu Adam Zagajewski:

„die Suche nach einer Frequenz, die zu uns spricht, die etwas bedeutet. Und dazu gehört die Suche nach Schönheit – auch vor dem Hintergrund der Kriege des letzten Jahrhunderts und

derjenigen, die andauern, und obwohl der Mensch gierig ist und der Hund immer hungrig. Es geht um die Suche: nach Signalen, nach Glanz.“

Zagajewski ist kein Dichter des bloß politischen Engagements. Sicher aber ein Dichter der Krise. Einer, der angesichts historischer, aktueller und menschlicher Katastrophen aber nicht zum Zyniker oder Nihilisten wird, sondern darauf beharrt, Schönheit als Wert zu behaupten, sie in Worte zu fassen und zu verteidigen gegen Zumutungen und Bedrohungen durch den Menschen.

Feier des Lebens noch auf dem Krankenbett

Glanz bringt Zagajewski auch unter beschwerlichsten Umständen in seine Gedichte. Weltweit bekannt wurde er, als 2001, eine Woche nach dem Einsturz der beiden Türme des World Trade Centers im September, sein Gedicht „Versuch's, die verstümmelte Welt zu besingen“ in der Sonderausgabe des legendären Kulturmagazins „The New Yorker“ erschien. Auf den Schock einer „Verstümmelung der Welt“ antwortete er mit Versen.

So auch in den Gedichten dieses letzten Bandes von Adam Zagajewski. Sogar in einer Situation, in der der Dichter selbst versehrt ist, richtet er seinen Blick hinaus in die Welt.

„Selbstporträt am Tropf

Herr Zagajewski? Vergewissert sich die Krankenschwester.

Ja, sage ich, das bin ich.

Das Antibiotikum ist durchsichtig

wie Quellwasser,

hat es nicht eilig.

Vor dem Fenster sehe ich die alte Esche,

sie hat die jungen Blätter ausgestreckt,

freut sich an der Luft,

an der Maitonne und am Wind.

Denn ein Krankenhaus am Sonntag,

meine Lieben, ist kein Krankenhaus,

sondern Promenade, Strand, Sommerfrische,

Kompott, Kardiologie und Schlaf.

Ich sehe auch das Stadio, KS Clepardia,

die Blauen spielen gegen die Roten

und die Roten gegen die Blauen.

Doch hier herrscht Ruhe,

Stille und Durchsichtigkeit:

Ich nehme nicht teil am Kampf.“

Wie den großen Werken der Kunstgeschichte im Museum, Versen von Dichtern, Menschen an Bushaltestellen, einer toten Katze oder einem Priester mit dickem Kinn schenkt der Dichter hier seine Aufmerksamkeit einem Fußballviertligisten und einem Baum vor dem Fenster. Das Antibiotikum, das er über den Tropf erhält, verweist für ihn auf Quellwasser. Es ist existenziell. Und eröffnet damit einen weiteren Raum als den des rein Medizinischen. In der Enge eines Krankenzimmers verbindet Zagajewski den möglichen Abschied vom Leben, „Ich nehme nicht teil am Kampf“, „die alte Esche“, „hier herrscht Ruhe“, mit der Feier

des Lebens, der Sommerfrische, Misonne, Sport und Strand. Es ist wie eine Infusion mit der quellwasserreinen Fülle des Daseins. Noch einmal Zagajewskis junge, aber bereits vielfach ausgezeichnete Kollegin Anja Kampmann:

„Vielleicht bedeutet mir der Dichter gerade im Aushalten dieser Widersprüche so viel. Seine Gedichte sind für mich kleine Bojen. Kleine Leuchtfeuer, Markierungen oder Markierungslichter einer Reise. Während Zagajewski diese Leuchtfeuerchen entzündet, redet er zugleich darüber, wie fragil sie sind. Flüchtig. Poesie ist mehr als ein Filter, der noch mehr Einzelteile aus dem Übervielen generiert. Im Gegenteil: Hier – klarer als irgendwo sonst – eröffnet sich eine Perspektive, eine Stimme. Dichtung ist radikal menschlich, radikal zeitlich.“

Sehnsucht nach dem Konkreten

Adam Zagajewski eröffnet neue Perspektiven. Er verwandelt die Dinge des Alltags, evoziert eine Sommerfrische aus dem Krankenzimmer heraus. Plötzlich verlieren sie Banalität, verändern ihre Bedeutung. Dichtung als Magie.

Bei aller metaphysischen Ausrichtung sind Adam Zagajewskis Gedichte konkret. Schon in den Titeln bezieht er sich häufig auf Städte, Straßen, oder Menschen, die er mit Namen nennt. Santiago de Compostela, Lemberg, Istanbul, Cordoba und Belzec sind einige; Frau Jodkowa aus der Akańska-Strasse 7, der Dichter Wicek Faber, die Übersetzerin Miriam, der Großvater; Feigen, ein Türriegel, eine CD, eine Magnolie.

[Adam Zagajewski:]

„Ich denke, es ist meine Sehnsucht nach dem Konkreten. Ich mag nicht Gedichte, die abstrakt sind, die rhetorisch etwas besagen, als ob das in jedem Land passieren könnte, in jeder Jahreszeit. Für mich ist das Konkrete sehr wertvoll. Sowieso ein Gedicht muss abstrakt sein. Also, um ein Äquilibrium zu haben zwischen dem Konkreten und dem Abstrakten. Und deswegen auch Monate, deswegen manchmal der Straßename, der Platz, die Stelle, wo das sich ereignet. Dieses Konkrete: ich glaube, das gibt dem Gedicht eine gewisse Energie.“

Gedichte als Trost und kleine Offenbarungen

Zagajewski ließ früh schon den Anspruch fallen, programmatisch zu dichten, oder die Wirklichkeit maßstabsgetreu abzubilden. Seine Dichtung ist privat und existentiell. Überzeugend macht er die Welt durch eigenes emotionales und intellektuelles Erleben, durch den persönlichen Blick erfassbar. Seine Verse können Schmerz und Angst nicht auslöschen, wollen das auch nicht, aber sie trösten, auch mit Ironie. Und erinnern daran, dass jeder Moment ein Mehr bereithält.

[Adam Zagajewski:]

„Ich fühle mich irgendwie verantwortlich, natürlich ohne das so ganz buchstäblich zu nehmen. Aber ich glaube, Poesie und die Kunst hat einen Anteil an der Zivilisation. Mein Ziel, mein Traum ist, in jedem Gedicht ein bisschen Poesie zu haben. Die Poesie stammt aus der Vergangenheit oder aus einer Beobachtung, die ich gestern getan habe. Ich habe keine Ideologie, keine poetische Ideologie. Für mich soll jedes Gedicht eine kleine Offenbarung sein, eine Offenbarung nicht unbedingt Gottes, aber eine Offenbarung.“

Adam Zagajewskis letzte Gedichte halten, wie die vielen aus vorherigen Bänden, eine Reihe von Offenbarungen bereit. Um den Blick dafür zu schärfen, müssen wir diese Gedichte immer wieder lesen.